

I. 221. (A.a.11.)

Waltraud Hummel-Eisenmann

Denzlingen

Schreckliche Nacht mit Bombenopfern in St. Lioba, Freiburg

*Sie ist geboren am 1.3.1939 in Freiburg. Sie schildert die **Zeit ab November 1944**, war damals sechs Jahre alt. Sie flüchtet gemeinsam mit ihrer Mutter und ihrem elfjährigen Bruder nach dem Bombenangriff ins **Kloster St. Lioba in Günterstal**. Im Kloster war ein „Sanitätshaus“ für Bombenopfer eingerichtet worden. „Es war ein Jammertal“. Viele Menschen sind schwer verletzt, schlimme Verbrennungen. Frau Hummel schildert eindrücklich die Verletzungen und Behandlungen. Am **30.11.1944** geht sie mit Mutter und Bruder zu Fuß nach **Kirchzarten**. Aus einer Übernachtung in einer Mühle oberhalb des Orts werden „Wochen und Monate“. Die allein stehende Bäuerin teilt alles mit ihnen, obwohl sie selbst zwei Kinder ernähren muss und fast nichts hat. Die Mutter arbeitet bei Bauern in der Nähe. Sie erlebt von weitem den Einmarsch der Franzosen ins **Wagensteigtal**. Hört Gerüchte über Vergewaltigungen und Ermordung von zwei Frauen. Vieh und Schweine werden abgeholt. Bei Weiterrücken Richtung Osten lassen die Franzosen ein Lebensmittellager zurück. Der Vater kehrt mit dem Fahrrad zurück. Ärmliche Nachkriegszeit mit Holz sammeln, Währungsreform etc.*

Nach dem Fliegerangriff auf meine Geburtsstadt Freiburg i.B. am 27. November 1944 flohen wir, meine Mutter, mein elfjähriger Bruder und ich, noch am selben Abend nach dem Bombenangriff nach Günterstal ins Kloster St. Lioba.

Wir hatten großes Glück, dass unsere Wohngegend in der Wiehre, Konradstraße 11, verschont geblieben war. Das Kloster St. Lioba wurde als Sanitätshaus umgerüstet für Verletzte und bombengeschädigte Menschen aus der Stadt. Die Schwestern des Klosters und Hilfskräfte versuchten, den verletzten Menschen zu helfen. In den Gängen der Kellergewölbe lagen Verletzte, die von Brandwunden durch Phosphor gezeichnet waren. Immer mehr Verletzte wurden hereingeschleppt oder auf Bahren herein getragen, um versorgt zu werden. Die ganzen Kellerräume waren voll von Menschen. Sie saßen auf Stühlen, Kisten oder auf den Habseligkeiten, was sie in der Eile noch mitnehmen konnten. Viele Menschen weinten, andere waren total erstarrt oder zitterten, andere jammerten oder schriegen vor Schmerzen. Die Gesichter waren zum Teil verrußt, schwarz, verschmutzt, die Haare versenkt und voller Staub. Es war ein Jammertal!

Ich erinnere mich noch sehr gut, wie man eine junge Frau auf einer Bahre herein trug und die Bahre mitten im großen Gewölbe abstellte. Ein weißes Tuch überdeckte ihren Körper, und sie schrie anklagend voller Schmerz und Verzweiflung: „Ihr Mörder, ihr Mörder!“ Diese Worte hallten durch das ganze Kellergewölbe. Es wurde in den Räumen immer stiller, und die junge Frau schrie immer die Worte: „Ihr Mörder! Ihr Mörder!“

Ein tiefer Schauer durchzog die harrenden Menschen. Es war die Hölle, was man sah und was sich vor unseren Augen abspielte. Die junge Frau hatte fürchterliche Schmerzen durch Phosphor-Verbrennungen. Man gab ihr eine Schmerz-Spritze, und sie starb noch am gleichen Abend. Ich habe in meinem bisherigen Leben die schreienden anklagenden Worte dieser jungen Frau nicht vergessen!

Unsere Mutter erlitt am gleichen Abend einen Ohnmachtsanfall. Sie saß auf einem Kofferchen und fiel plötzlich kopfüber nach vorne. Wir Kinder sahen zu und fühlten, dass mit unserer Mutter etwas Schlimmes passiert war, aber beide waren wir unfähig, jemanden zu rufen oder etwas zu unternehmen. Wir standen nach dem Erlebten unter Angst und Schock. Später wurde Mutter von Schwestern betreut und kam bald wieder zu Bewusstsein. Die Nacht verbrachten wir zu dritt in einem Bett, und wir Kinder erhielten von den Schwestern Kekse, über die wir uns sehr freuten.

Am nächsten Morgen haben wir freudig erfahren, dass unsere Mitbewohnerin, die hochschwanger war und durch die wir ins Kloster St. Lioba Eintritt bekamen, ein Mädchen geboren hatte. Das Mädchen erhielt den Namen: Lioba! So nah liegt Leid und Freud zusammen!

Da mein Bruder große Angst hatte vor einem weiteren Bombenangriff, wollte er nicht mehr nach Hause in die Konradstraße zurückgehen. Meine Mutter entschloss sich deshalb, aufs Geradewohl mit uns Kindern in den Schwarzwald zu marschieren. Voller Hoffnung, dass wir irgendwo Unterkunft finden. Leider kannten wir niemanden, zu dem wir gehen konnten. Wir hatten auch leider keine Verwandte auf dem Land. Unser Vater war im Krieg!

Mutter ging noch kurz nach Hause, holte den Sportkinderwagen mit einigen Kleidungsstücken und Habseligkeiten und gab den Wohnungsschlüssel der Hauseigentümerin in Verwahrung. Freiburgs Innenstadt lag in Trümmern, brannte noch und kein Zug passierte mehr.

So marschierten wir drei am 30. November 1944 per Fuß von St. Lioba in Günterstal in den Schwarzwald in Richtung Kirchzarten. Vor Himmelreich bogen wir links ab in ein Seitental nach Buchenbach. Unsere Mutter ging jetzt von Bauernhaus zu Bauernhaus und fragte um Unterkunft für uns drei. Leider waren sämtliche Bauernhöfe schon voll besetzt mit Leuten von der Stadt, so dass wir am frühen Abend noch keine Bleibe hatten. Unser Weg ging weiter und weiter, die Angst und im Nacken, wir waren todmüde und hungrig.

So kamen wir ins Wagensteigtal. An der Straße rechts stand eine kleine Mühle, daran ging ein Bach vorbei. Es war bereits schon dunkel geworden. Mutter klopfte an, und eine Frau öffnete die Tür. Mutter trug ihre Bitte vor. Die Frau ließ uns eintreten und sagte, für eine Nacht könnten wir bleiben. Sie hatte selbst vier kleine Kinder. Ihr Mann war ebenfalls im Krieg, und sie hatte kaum Platz und Essbares für ihre

Kinder. Wir konnten in einer kleinen Dachkammer schlafen. Da wir nur ein Bett hatten, schliefen Mutter und ich im Bett und mein Bruder auf dem Fußboden.

Aus einer Nacht wurden Wochen und Monate. Mutter arbeitete bei den Nachbarbauern, damit wir Kinder wenigstens Milch und Brot bekamen. Essbares war auch bei den Bauern äußerst knapp, und jeden Tag kamen viele Städter zum Hamstern. Der große Hunger in der Stadt trieb die Menschen aufs Land.

Die Monate Januar und Februar 1945 waren hart, sehr kalt und schneereich. Wir fühlten uns trotz großer Bescheidenheit, Hunger und Kälte bei der Familie in der kleinen Mühle sehr wohl. Wir waren dankbar und glücklich, von dieser gütigen Frau so nett aufgenommen worden zu sein, die selbst mit ihren vier Kindern jeden Tag ums Überleben kämpfen musste.

Nach dem Winter 1945 zogen wir dann in der Nähe auf einen großen Bauernhof, wo unsere Mutter arbeitete. Die Großfamilie hatte 13 Kinder. Mein Bruder musste dann nach St. Märgen in die Schule mit den Kindern vom Bauernhof. Täglich ein weiter und steiler Fußmarsch vom Wagensteigtal nach St. Märgen bei Wind und Wetter. Später wurde mein Bruder als Hirtenbub eingesetzt auf einem hochgelegenen Bauernhof zwischen St. Peter und St. Märgen.

Für mich war die Zeit auf dem Bauernhof eine schöne Zeit. Jedes ältere Kind hatte seine Arbeit zu verrichten, im Stall mit den Tieren oder im Haus. Am 1. März wurde ich sechs Jahre alt. Im April 1945 marschierten die Franzosen in das Wagensteigtal ein in Richtung St. Märgen. Die Frauen hatten fürchterliche Angst vor den Fremdruppen der Marokkaner. Meine Mutter flüchtete mit mir auf den höchst gelegenen Bauernhof. Von dort oben sahen wir die Truppen mit Fahrzeugen und Panzern, die auf der Landstraße wie Silberstreifen leuchteten, in Richtung St. Märgen ziehen.

Erst als wieder Ruhe eingekehrt war, gingen wir wieder ins Tal zurück. Es gab während des Franzoseneinmarsches ins Wagensteigtal mehrere Vergewaltigungen und zwei Morde an Frauen. Öfters kamen Franzosen mit ihren Jeeps zu den Bauern, das Gewehr im Anschlag, und holten die Tiere aus den Ställen. Sehr begehrt waren Ferkel. Deshalb haben die Bauern ihr Geschlachtetes und Geräuchertes gut versteckt, zum Teil auch vergraben.

In Buchenbach wurde von den Franzosen ein großes Vorratslager für Lebensmittel angelegt. Nach dem Weitermarsch der Franzosen wurde das Lager aufgegeben. Die Restbestände wurden von den hiesigen Bauern auf Heuwägen aufgeladen. Es handelte sich um Wagenräder von Käse, Konserven aller Art und vieles mehr. Ich habe dies mit eigenen Augen gesehen.

Als Mutter und ich mit unserem kleinen Kindersportwagen auch noch etwas erhaschen wollten, war bereits alles leer geräumt - bis auf ein kleines Honigeimerchen, in dem Hunderte von Ameisen im Honig

klebten. Mutter freute sich und wir nahmen selbstverständlich das Honigeimerchen mit. Der Honig wurde gesiebt, und es war eine große Kostbarkeit, in dieser Zeit so etwas Gutes und Gesundes zu kosten.

Es war an einem sonnigen Sommertag 1945. Mutter erzählte der versammelten Kinderschar vor dem Bauernhaus ein Märchen. Plötzlich kommt ein Soldat in deutscher Uniform mit Fahrrad auf unsere Gruppe zu. Er steigt ab, stellt das Fahrrad am Zaun ab und geht auf meine Mutter zu. Mutter war wie erstarrt. Plötzlich steigt eine große Freude in ihr auf, und sie fällt dem Soldaten in die Arme. Tränen liefen ihr und dem Soldaten über die Wangen! Es war unser Vater!

Er kam direkt aus der Kriegsgefangenschaft zurück. Ich hatte unseren Vater nicht gleich erkannt. Über sechs Jahre war er im Krieg bis auf die wenigen Urlaubstage in der Heimat. Es war für mich ein neues Gefühl, und trotzdem fühlte ich, jetzt wird alles wieder gut, und ich war innerlich so stolz, wieder einen Vater zu haben. Vater war sehr abgemagert, sah schlecht aus, er war krank. Was er aß, musste er erbrechen. Er erholte sich langsam und half später dem Bauern auf dem Feld.

Mein Bruder hielt es als Hirtenbub nicht mehr aus und wollte zu seinem Vater: Bei Nacht ist er von dort abgehauen und zu uns ins Wagensteigtal gelaufen. Wir blieben bei der Groß-Bauernfamilie noch bis zum Spätsommer. Es war eine schöne Zeit. Da meine Einschulung bevorstand, ging es wieder nach Hause in die Konradstraße, und wir waren wieder alle zusammen und eine Familie.

Im Herbst 1945 wurde ich in der Lessingschule eingeschult. Mädchen und Jungs in einer Klasse. Leider mussten wir Kinder uns ständig auf neue Lehrkräfte einstellen. Die Kriegszeit hat die Lehrkräfte weggerafft. Ich erinnere mich gerne an einen alten Lehrer, er war sehr klein und hatte ein krankes und fleckiges Gesicht.

Wir mussten lauter Spazierstöcke auf unsere grauen Schiefertafeln malen. Danach die Tafeln auf die andere Seite drehen und auf die Spazierstöcke Punkte setzen, und fertig waren die vielen Buchstaben des „i“. Leider ist der alte Lehrer nach kurzer Zeit verstorben.

In der Stadt begann eine harte Zeit. Der Hunger quälte uns ständig. Wir hatten nichts Brennbares. Essen, Feuerungsmaterial usw. - alles war rationiert und reichte hinten und vorne nicht. Die Winter waren hart und kalt. Wir Kinder streiften in den Wäldern umher, immer auf der Suche nach Holzspänen oder etwas Brennbarem. Vater bekam keine Arbeit, bemühte sich sehr, er hätte jede Arbeit angenommen. Überall hieß es, er sei zu alt und das mit 45 Jahren.

Vor Kriegsausbruch betrieben meine Eltern in der Gartenstraße in Freiburg eine kleine Reinigung. Vater wollte sich auf diesem Gebiet wieder selbständig machen, erhielt jedoch keine Lizenz. Ich habe sehr unter dieser Misere gelitten. Da wir nur noch hungerten, hat Vater sich aufgemacht zum Hamstern ins

Schwabenland. Was unentbehrlich war an Hausrat, Kindersachen usw. versuchte man gegen etwas Essbares einzutauschen. Oft war er Tage, ja bis zu eine Woche weg. Der Erfolg war karg. Es war eine furchtbare Zeit.

Ich erinnere mich, als er uns mit einem Kirschenkörbchen und einem Stümpchen Mehl zu Hause überraschen wollte. Im Zug wurde unser Vater von Franzosen überwältigt und zusammen geschlagen. Das Körbchen Kirschen und das bisschen Mehl waren weg. Es war alles umsonst!

Mit Leseholzscheinen, die man beim Förster abholte, hat man Holz im Wald gesammelt. Ich wurde im Wald immer in den Leiterwagen gesetzt, damit keiner das Wägelchen klaute. Die Eltern mühten sich um Abfallholz oft Kilometer weit. Die Wälder waren sauber und leergefegt. Mutter hat ihren Anteil von Brot, das für jeden eingeteilt war, uns Kindern abgegeben.

Wir sammelten in den Wäldern und Wiesen Brennnesseln, und Mutter kochte davon Spinat. Wir stachen Löwenzahn auf den Wiesen für Salat. Die Eicheln wurden auf dem Ofen gut durchgebräunt, danach gemahlen, und so entstand ein Kaffeegemisch. Nach Regen oder auch während der Regenzeit ging die ganze Familie auf Weinbergschneckenjagd. Die kamen danach ins kochende Salzwasser, und es folgte ein heulendes Geräusch. Die Tiere taten mir so leid. Wir sammelten Bucheckern, die wir in der Ölmühle abgaben, Beeren in den Wäldern.

Aus uns wurden richtige Gassenkinder, ja schon kleine Räuber. Der Hunger tat sein Übriges, und wir klauten auch Äpfel und Maiskolben. Wir hatten ein Revier von mehreren Kilometern. Zu damaliger Zeit waren Feldhüter vor Ort eingesetzt. und es war gefährlich, etwas zu ergattern. Seit Wochen gab es ja in Freiburg weder Getreide noch Kartoffel geschweige denn Fleisch. Wer einen Wintermantel besaß, konnte sich glücklich schätzen.

Im Februar 1946 wurde durch die Schweizer Caritas in Basel die Schulspeisung eingeführt. In der Urachstraße am alten Wiehrebahnhof waren Baracken aufgestellt, in denen wir etwas zu essen bekamen. Die erste Zeit wurde das Essen dort nur an unterernährte Kinder, die vom Gesundheitsamt ausgesucht wurden, ausgegeben. Leider war ich noch nicht dabei. Gottlob haben später dann alle Schulkinder die Speisung erhalten. Viele Kinder waren krank durch Hunger und brauchten nur eine Medizin, nämlich Essen. Wir Kinder freuten uns täglich riesig auf das Essen, und so wurde das Leben viel erträglicher.

Im Sommer 1946 wurden uns 4ar Wiesen vom Gartenamt Freiburg in der Wohnhalde zugeteilt. Die Eltern haben sich sehr bemüht, einen Garten in Pacht zu bekommen. Ich kann mich gut entsinnen, wie Vater beim Umgraben des Rasens vor Erschöpfung immer wieder umgefallen ist. Man hatte ja keinerlei Geräte oder Hilfsmittel, und so musste der Rasen mit dem Spaten ausgestochen werden. Eine sehr

anstrengende Arbeit, wenn man von Hunger total ausgezehrt ist. Aber nun hatten wir endlich einen Garten, konnten selbst anpflanzen, und die Freude war groß.

1948 folgte dann die Währungsreform, und von dort an ging es aufwärts. Vater ist aufgrund seiner Nierenerkrankung, die er sich in der Kriegsgefangenschaft zugezogen hatte, leider viel zu früh von uns gegangen. Wenn ich zurückblicke, so waren die Jahre 1946 und 1947 die schlimmsten Hungerjahre.

Aufgrund der Kriegereignisse war unsere Kinder- und Jugendzeit eine verlorenen Zeit voller Entbehrung, Hunger, Krankheit, Ängste, Bitternis, aber auch eine Lehre für das spätere Leben. Wir haben gelernt, mit wenig auszukommen, einzuteilen, anspruchslos und bescheiden zu sein, Ideen zu entwickeln fürs Überleben, aber auch hilfsbereit und dankbar zu sein.

Die furchtbare Not und das große Elend der Menschen, das dieser sinnlose Krieg mit sich brachte, sollte für die Nachwelt eine Mahnung sein und niemals vergessen werden.

Waltraud Himmel-Eisenmann